

75 Jahre Kriegsende

Berlin (BE) / Gifhorn (Nds). Am 8. Mai 1945 trat die bedingungslose Kapitulation der Deutschen Wehrmacht in Kraft, die zum Ende des Zweiten Weltkrieges führte. Zeitzeugen, die den Krieg und die schwere Nachkriegszeit hautnah miterleben mussten, wird es in den kommenden Jahren immer weniger geben.

In Nürnberg wird in diesen Monaten über die Folgen im Rahmen des Gedenkens 75 Jahre nach dem Beginn der Nürnberger Prozesse berichtet. Doch die Nachkriegsjahre mit den persönlichen Erlebnissen der vielen Menschen im Land geraten langsam in die Vergessenheit. Da ist es nur gut, dass einige ihre Erlebnisse aufgeschrieben und veröffentlicht haben. Eindringlich schildern sie, was so in keinem Geschichtsbuch steht.

Gedenkstätten, öffentliche Mahnmale und immer wiederkehrende Gedenktage sind das eine, doch die Erzählungen, Schilderungen und Emotionen von Menschen, die die Zeit erlebt, durchschritten und durchlitten haben sind das Andere.

Die Emotionen wie „Krieg ist die letzte Scheiße, die der Mensch machen kann“, wie dieses Manfred Hüllen in einer NRD-Sendung formuliert hat, ruft Betroffenheit hervor. Doch wie lange können wir solche oder andere Gefühle noch hören? Die Zeitzeugen werden weniger und deshalb wird sich die jüngere Generation auf das geschriebene Wort einlassen müssen.

Im Zeitgut-Verlag sind bereits viele Bücher zum Krieg, zu den Folgejahren und nun auch bis zur heutigen Zeit erschienen. Mit diesen Büchern kann man sich Geschichte um Geschichte mit den Geschehnissen befassen und sich je nach seiner eigenen Stimmung auf die „Zeitzeugen“ einlassen.

Wir haben zwei Geschichten herausgeriffen, die die Neugier auf mehr macht. Für mich war es besonders berührend, denn meine Mutter wurde mit ihren knapp 14 Jahren als BDM-Mädel in ein Lazarett verpflichtet und wurde diese Bilder nicht mehr los. Sie konnte nicht viel darüber reden, so dass die Geschichte „Mörser bei Magdeburg“ mich besonders berührte, aber auch gleichzeitig an unsere Tage 2020 erinnert, wo auch die Gefahr der Triage immer näher auf uns zukommt.

Eine andere Geschichte erinnert mich an die Flucht meines Vaters aus Schlesien und seine Geschichte, die aufgeschrieben und wir als kleines Heftchen ver-

öffentlicht haben. Auch in den Erzählungen von Jürgen Zils in dem Buch „Jahrgang 37 erzählt“ taucht der Gedanke einer „gestohlenen Jugend“ oder auch einer Jugend, die wir nach 75 Jahren mit keiner kriegerischen Auseinandersetzung in Deutschland nur schwer nachvollziehen können.

Umsomehr sind die Geschichten lesenswert und die Bücher zu empfehlen, in denen Zeitzeugen ihre persönlichen Erlebnisse berichten.

Text: Horst-Dieter Scholz

Möser bei Magdeburg, Ende 1944 Hannelore Grimm

Ich bin Krankenschwester in einem Lazarett im Osten. Die Front rückt immer näher ...

„Alle Betten sind belegt! Wir können nicht aufnehmen!“ Überall werden Betten dazwischen geschoben, Nebenräume werden belegt, zuletzt die Gänge. Ich bin nicht mehr eine Schwester, die einen Namen hat, es wird gerufen, geschrien, gestöhnt: „Schwester!“ Der geordnete Versorgungsablauf bricht zusammen, es geht nunmehr um die Erstversorgung der neu eingelieferten Patienten. Sie kommen fast alle mit Gasbrand; es wird amputiert, die im OP können es kaum bewältigen. Ein Verwundeter will mir etwas ins Ohr flüstern, er sagt: „Meine Mutter sagte immer „Butzerchen zu mir.“ Ich nenne ihn „mein Butzerchen“, er lächelt und stirbt. So, wie die Verwundeten reduziert sind auf ihre Verletzungen, so sind wir auf den Begriff „Schwester“ reduziert. Ich fühle mich wie ein Handlanger zwischen Hölle und Himmel. Es wird immer chaotischer - und dann kommt der Aufruf zur Flucht.

Der letzte Zug soll uns und eine Wöchnerinnenstation aufnehmen. Wir helfen beim Transport aller Verwundeten zum Bahnhof. Dort wird der Zug von der Zivilbevölkerung belagert, jeder will die Stadt verlassen. Trotz militärischer Abschirmung geht dies nicht kampflos ab, Menschen schreien, fallen, werden zertrampelt. Nur mit aufgepflanztem Bajonett abgeschirmt gelingt uns das Einsteigen. Wütend hat die Menge einen Teil der Waggonfenster zerschlagen. Wir schreiben 1945, es ist Januar und wir haben 28° C Kälte. Sieben Tage sind wir mit diesem Zug unterwegs, mehrmals unter Tieffliegerbeschuss. In Pritzwalk laden wir die Toten aus. Wir hungern und frieren. Als wir in Bad Kleinen ankommen, steht das Rote Kreuz



am Bahnsteig mit einem Kessel dampfender Erbsensuppe. Wir schlürfen diese Suppe aus Pappbechern. Ich kann nicht beschreiben, wie das schmeckt!

Wir kommen nach Lübeck zum Einsatz. Gemessen an unseren Erfahrungen herrscht

hier noch eine himmlische Ordnung. Es ist zwar auch eine zerbombte Stadt, es fehlt an Hilfskräften, es gibt viele Mängel, aber das Krankenhaus funktioniert noch. Das Kriegsende ist in Sicht. Einmal werde ich zum Nachtdienst eingeteilt, muss zusätzlich noch eine neue Station übernehmen und stehe vor einem Krankenbett mit einem jungen Soldaten, dem es sehr schlecht geht. Nach der Zeit, die hinter mir liegt, gehen bei mir alle Alarmsirenen an und ich kann nur mit aller Entschiedenheit denken: „Nein, nicht schon wieder, nein!“ Die letzten Ereignisse geschahen immer in einer Art kollektiver Verantwortung, jetzt habe ich plötzlich eine lastenschwere Eigenverantwortung. Der diensthabende Nachtarzt ist nicht zu erreichen und ich fühle mich in einer Ausnahmesituation. Das ist so, als ob sich dein ganzes Sein auf einen Punkt konzentriert, du entwickelst Kraft und Entschlossenheit. Der junge Soldat ist in Westpreußen verwundet worden und ist auf dem Seeweg nach Lübeck gekommen. Er ist auch innerlich reduziert auf die Hoffnung zu überleben. Die Intensität dieser menschlichen Begegnung ist ein einmaliges Erlebnis für die weitere Entwicklung. Jeder für sich ist durch eine Hölle gegangen, die weit über das seelische Fassungsvermögen eines jungen Menschen hinausgeht. Diese Ratlosigkeit, diese Hoffnungslosigkeit, diese Mutlosigkeit. Diese Verfassung teilen wir miteinander und ich darf aktiv an seiner allmählichen Genesung teilhaben. Durch das Radio hören wir am 30. April 1945 gemeinsam: „Der Führer, heldenhaft gegen die Rotarmisten kämpfend, ist gefallen.“ Das ist wie eine Erlösung. Den Namen dieses Soldaten vergesse ich nicht, er heißt Armin Mruck.

Wir schreiben das Jahr 2004. Ich bin 80 Jahre alt und sitze mit Kindern und Enkeln um einen Tisch und wir erzählen von früheren Zeiten. Ich erzähle ihnen gera-

de diese Geschichte, nenne diesen Namen. Da steht mein Sohn auf und geht an den Computer. Nach einer Weile kommt er wieder und sagt: „In Deutschland gibt es 78 Menschen mit diesem Namen, aber keiner hat den Vornamen Armin“. „Schade“, denke ich, „es war ein Versuch.“ Das Ergebnis lässt meinem Sohn jedoch keine Ruhe und er surft im Internet, dann kommt er freudig erregt: „Ich glaube, ich hab ihn! Professor Dr. Armin Mruck, Baltimore, USA, Reisterstown. Ob er das sein könnte?“ Mein Sohn sagt: „Schick ihm eine E-Mail und frage ihn, dann weißt du es.“ Das sagt sich so einfach.

Eine andere Geschichte, die Sicht hatte Jürgen Zils, mit seinen damaligen acht Lebensjahren.

Ausschnitt aus dem 2. Kapitel „Die Flucht“ von Jürgen Zils

... Vater war die ganze Nacht nicht aufgetaucht. Erst im Morgengrauen kam er unverhofft aus dem Dickicht. Er trug keine Mütze, keinen Ledergürtel mit Pistolentasche, keine Achselklappen und keine Stiefel mehr. Alle, die noch Waffen hatten, wurden überzeugt, diese wegzuwerfen, und so schnell wie möglich in Zivilkleidung in verschiedene Richtungen zu gehen, um nicht den Feinden in die Hände zu fallen. Darüber hatte es in der Nacht heftige Auseinandersetzungen gegeben. Eine Gruppe hatte sich entschieden, den Feinden unter keinen Umständen in die Arme zu laufen. Sie wollten entweder bis zum letzten Blutstropfen kämpfen oder sich schon vorher mit allen Angehörigen umbringen.

Wir verließen sofort das Versteck, nahmen hastig nur das Notwendigste von unserem Gepäck und entfernten uns von den anderen. Es muss einer der ersten Maitage gewesen sein. Die Sonne wärmte uns schon und tat uns allen gut nach der kühlen und aufregenden Nacht. Unsere Marschrichtung war klar. Der Feind kam aus Südwest, also ging es nach Nordost in Richtung Darß. Wir mussten die Nacht im Deckbusch nahe bei Körkwitz verbracht haben. An Einzelheiten vom Vortag, wie wir dorthin gelangt sind, kann ich mich nicht mehr erinnern. Eine große Straße hatten wir überquert.

Nach ein paar Stunden Eilmarsch waren wir mit unserem Hab und Gut am Ostseestrand Dierhagen angelangt. Wir glaubten, es geschafft zu haben und dem Feind noch einmal entwischt zu sein. Vater verschwand für eine Weile, während wir uns am breiten Strand im Sand ausruhten. Die Sonne schien unbarmherzig auf uns herab. Unsere Winterbekleidung war lästig und wurde auf den Rucksack geschnürt. Vater kam wieder und hatte sich alte Sachen aus dem Ort besorgt. Nun konnte es weitergehen. Als wir einige Schritte gegangen waren, hörten wir hinter

uns Geräusche. Wir sahen uns erschrocken um und erkannten unsere „Beschützer“ in ihren unverkennbaren schwarzen Uniformen der Hitlerjugend. Nur einige hatten ihren Kriegsschmuck schon abgelegt. Als sie heran waren, versuchte Vater erneut, sie von der Unsinnigkeit ihres Vorhabens, uns auf diese Weise zu beschützen, zu überzeugen. Die Jungs waren enttäuscht. Sie wollten dann mit einem der Fischerboote, die überall herumlagen, die schwedische Küste erreichen. Auch ein solches Unternehmen kam einem Selbstmord gleich, denn in der Ostsee gab es mehr Treibminen als Fische. Die Jungs waren für uns eine Gefahr. Sie blieben zurück. Einige ließen sich jedoch nicht davon abhalten, unsere Sachen zu tragen.

Was nun geschah, hat sich in meinem Gedächtnis als Flucht durch brennend heißen Wüstensand eingegraben. Hunger, Durst und Erschöpfung waren unsere Begleiter. Mir war so elend zumute, daß ich mehrfach zusammenbrach. Nach einigen Kilometern wurden bereits die ersten Gepäckstücke vergraben. Später waren es wertvolle Familienandenken, Fotos, Schmuck und alle Kleidungsstücke, die im Moment nicht von Nutzen waren. Wir markierten die Stellen durch Pfähle, die wir in den Sand schlugen und glaubten an einen späteren Wiederfund. Trotz alledem waren wir froh, dass wir den Russen entkommen waren.

Die Jungen, die uns noch immer begleiteten, hatten inzwischen die Uniformen durch andere Kleidung ausgetauscht. Nachdem wir die Steilküste bei Ahrenshoop hinter uns gelassen hatten, fuhr uns erneut der Schreck in die Glieder: Dort, wo die Bäderstraße sich für ein paar Kilometer dem Strand nähert, gewahrten wir eine kleine Militärkolonne. Das waren Russen. Richtige Russen!

Sie nahmen zunächst keine Notiz von uns. Eine Zeit lang schien es so, als sei es das Selbstverständlichste der Welt, dass wir so friedlich nebeneinander her spazierten.

„Ob sie uns noch nicht entdeckt haben?“, fragte ich. „Sicher haben sie uns schon viel eher entdeckt als wir sie“, sagte Vater.

Aus der Kolonne löste sich eine Gestalt und kam über die Dünen direkt auf uns zu. Wir standen wie angewurzelt und müssen diesen Menschen wie einen Außerirdischen angeglotzt haben. Eine unbeschreibliche Angst hatten wir. Der Russe hatte seine Kalaschnikow lässig über der Schulter und das Käppi tief über der Stirn. Er kam direkt auf meinen Vater zu und sprach ihn an: „Prawda, Prawda, Prawda!“

Vater kramte mit zitternden Händen in seinen Taschen und legte alles vor seine Füße in den Sand. Er glaubte, der Russe wollte seine Wertsachen, so wie

die Leute es berichtet hatten. In dem weißen Sand lagen: seine silberne Taschenuhr, eine Armbanduhr, ein Taschenmesser, ein Kompass und kleine Bleistifte, ein Notizbuch, ein Taschentuch, ein leeres Zigarettenetui und ein Feuerzeug. Der Russe fuchtelte wütend mit seiner Kalaschnikow herum und richtete die Waffe auf meinen Vater. Wir standen etwas abseits von den Streithähnen und waren vor Angst wie gelähmt. „Prawda“, brüllte er, „Prawda!“

Vater begann mit letzter Verzweiflung, sämtliche Taschen umzudrehen, um zu beweisen, dass er schuldlos war und alles hingelegt hatte. Dabei starrte er auf die Mündung der Maschinenpistole. Ihm war entgangen, dass er die kleine Rolle Toilettenpapier dabei herausriss. Über das eben noch wutverzerrte Gesicht des Russen huschte ein freundliches Grinsen. Vater erkannte seine Überlebenschance. Er bückte sich vorsichtig, nahm das Papier auf und übergab es dem Russen. Der schob lässig und siegesbewusst sein Käppi mit dem Zeigefinger nach hinten, rückte seine Kalaschnikow in eine bequeme Stellung und ließ das Papier in seiner rechten Hosentasche verschwinden. Es dauerte nur ein paar Sekunden, da holte der Russe die erste Zigarette aus der Hosentasche, er leckte gekonnt mit der Zungenspitze an der Zigarette entlang, trennte vorsichtig mit sichtbarer Geduld die Papierrolle von der Zigarette ab, kniff mit den Fingerspitzen die Enden ab und übergab meinem Vater die erste fertige Zigarette. Die zweite hatte er ebenso schnell fertig. Er nahm das Feuerzeug aus dem Sand, schnipste ein paar Mal, brachte schließlich eine Flamme zustande und hielt sie meinem Vater vor die Nase. Der zog einige Male kräftig, und erweckte die Zigarette zum Leben. Seine „Lunte“ qualmte mächtig. Er war stolz. Meinem Vater entwich die Todesangst und er bekam wieder Farbe im Gesicht. Wir kannten nun das erste russische Wort „Prawda“, es bedeutete Wahrheit und so hieß auch eine große russische Zeitung, die wohl Zigarettenpapierqualität hatte.

Nach diesem Schreck und unserem Glück, die erste feindliche Begegnung lebend überstanden zu haben, liefen wir weiter die Strandwüste entlang. Richtung Nordost. ...

Jürgen Zils
 Jahrgang 37 erzählt
 Erinnerungen aus Mecklenburg-
 Vorpommern 1937–2002,
 228 Seiten, viele Abbildungen des
 Autors sind farbig abgebildet. Auch
 alle schwarzweißen Bilder sind
 der guten Qualität wegen in Farbe
 gedruckt.
 Sammlung der Zeitzeugen Band 82
 Zeitgut Verlag, Berlin,
 ISBN: 978-3-86614-256-5,
 EURO 16,90



